

„noch nicht einmal um eine Handvoll Leute [...] die sagen oder gesagt haben, unter dem Einfluß von X habe ich mich bekehrt“ [S. 130]. Thomas Leßmann, methodistischer Pastor dieser Konferenz, ist beunruhigt und unbefriedigt wegen der Negativmeldungen in den jährlichen Superintendentenberichten über mehr als zwei Jahrzehnte und den darin gemachten kaum effektiven Vorschlägen. Im Rahmen des Doctor-of-Ministry-Programmes hat er sich in den Jahren 1994 bis 1998 dieser Problematik gewidmet, dabei zehn aktive Pastoren und Pastorinnen aus drei Altersgruppen zu dieser Situation mit einer Fragebogenaktion interviewt. Die anonymisierten, oft sehr persönlichen Antworten legt er mit diesem Buch vor.

Der Verfasser schildert an Hand der Superintendentenberichte die Bemühungen der Konferenz, mit dem „statistischen Niedergang“ fertig zu werden. Dann geht er dem biblischen und heutigen Leistungsverständnis nach und stellt seine Fragebogen vor. Dabei geht es um die persönliche Berufung und ihre heutige Gewissheit, Arbeitsziele und die Anfechtung durch den statistischen Rückgang, Krisen und ihre Bewältigung, Motivation und Demotivation, Pastorenleitbild, Kirchliche Struktur und Sendung.

Manche Antwort versteht sich nur aus der kircheninternen Situation, mit anderer kann sich auch ein Freikirchler befreundeter Denomination identifizieren: „Und ich denke, daß ich kaum in eine Gemeinde einladen kann und auch in eine Kirche einladen kann, die nur dabei ist, ihre Wunden zu schlecken und zu trauern, was sie früher doch alles mal hatte.“ [S. 122]. Die selbstkritischen Fragen nach „methodistischer Ekklesiologie“ [S. 159/160] und ihrem Amtsverständnis zu beurteilen, steht einem Außenstehenden nicht zu. Die Lösungsvorschläge des Verfassers sind Konjunktive „müßte“, „wäre“, „könnte“ [z.B. S. 158-160]. Der Buchtitel mutet an wie eine Ergänzung des im Verlagshinweis am Buchende empfohlene Werk von Bischof und Seminardirektor der EmK „*Gelebte Gnade, Grundriß einer Theologie der EmK*“.

Manfred Bärenfänger

Hanspeter Jecker, Ketzer – Rebellen – Heilige. Das Basler Täuferium von 1580–1700, Liestal 1998, 664 S.

Die höchst wertvolle und umfassende Studie wurde 1997 von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel als Dissertation angenommen. Sie widmet sich der Spätphase der Entwicklung der Basler Täufergemeinden in den Jahren 1580–1700, also einem Zeitraum, der gewöhnlich nicht wahrgenommen oder stereotyp als Verkümmern oder Stagna-

tion abgetan wird. Basel ist gleichwohl ein Nebenschauplatz der täuferischen Geschichte, doch gerade darin liegt das Reizvolle an diesem Buch, nicht zuletzt deshalb, weil hier Fragen, wie es zu einer Konsolidierung und zum Überleben der Täuferbewegung kam und welche überregionalen und internationalen Beziehungen sich aufzeigen lassen, im Mittelpunkt stehen. Es soll das Typische an relativ versprengten Täufergruppen aufgezeigt werden.

Die Vorgehensweise des Vf., der als Dozent in der mennonitischen Bildungsstätte „Bienenberg“ bei Basel arbeitet, ist chronologisch-diakron (S. 35). Es wird eine äußerst feine Detailarbeit geliefert, die auf einer gründlichen Auswertung von einer erstaunlich großen Zahl von Archivmaterialien beruht, wobei nur Weniges aus täuferischer Feder stammt. Die Materialien und ihre Auswertungen sind derartig umfangreich, daß das vorliegende Buch Spiegel einer ungeheuren Fleißarbeit darstellt.

Die Arbeit zeigt, daß in der ersten Phase zwischen 1580 und 1630 eine umfassende Sozialdisziplinierung einsetzte, die versuchte, alle Taufgesinnten zu examinieren, zu belehren und in die reformierte Kirche zurückzuführen. Dies gelang nur teilweise, weil ein Teil der Täufer hartnäckig auf ihren Überzeugungen beharrte. Sie tauchten zwar unter, konnten sich aber im Lande halten, während andere die Heimat verließen. Während des 30-jährigen Krieges blieben die Taufgesinnten vorübergehend verschont, doch kommt es im Gefolge des Bauernkrieges von 1653 wiederum zu neuen Maßnahmen gegen sie. Das Täufertum kommt allerdings in den 1680er Jahren zum Erliegen. Die dritte Phase erfaßt neue Taufgesinnte, die nicht mehr in einer direkten Kontinuität zu den Anfängen stehen. Die Einflüsse kommen offenbar aus dem Bernischen Täufertum.

Die Anhängerzahlen sind minimal, Berufe, die vorherrschen, sind Kleinbauern, Dorfhandwerker, gelegentlich auch Wundärzte, die große Sympathie genießen und sich länger halten können als andere. Interessant ist auch, daß Frauen sich sehr oft kompetent und schlagfertig in den Verhören äußern. Täufer waren stets in der Illegalität. Sie fielen auf, weil sie den geforderten Kirchgang unterließen, nicht am Abendmahl teilnahmen und Eid (in der Eidgenossenschaft!) sowie Kriegsdienst ablehnten. Es kann aber auch zu erstaunlichen Kompromissen kommen, so z. B. daß täuferische Eltern durch Verwandte oder Freunde ihre Kinder taufen lassen und sie sogar auch zum kirchlichen Unterricht schicken. Es kommt vor, daß Eltern diese Schritte mit dem Argument rechtfertigen, ihre Kinder sollten selbst entscheiden. Wenn dennoch ein hoher Prozentsatz dieser Kinder später dem Täufertum zuneigte, so ist das nach Meinung des Vf. ein Beleg

für die hohe Glaubwürdigkeit und Vorbildhaftigkeit der Täuferinnen und Täufer. Allerdings ist auch auffallend, daß im Verlauf des 17. Jahrhunderts die Bereitschaft abnimmt, andere Positionen zu hinterfragen, um dadurch neue Anhänger zu gewinnen. Es geht mehr darum, in Ruhe leben zu können. Kritisch wird es auch bei der Frage der Eheschließung, weil eine nicht offiziell eingegangene Ehe als illegal galt.

Je länger je mehr greift eine Überlebensstrategie. Weil allgemein die obligatorische Kindertaufe abgelehnt wird, hat man folgerichtig von Kirchenmitgliedschaft eine andere Vorstellung, die auf Freiwilligkeit beruht und die deshalb auch die Forderungen nach Glaubensfreiheit beinhaltet. Als weiterer Kritikpunkt der Täufer an der Volkskirche ist der Verzicht auf Gemeindedisziplin zu nennen und drittens wird die enge Verbindung mit der politischen Obrigkeit kritisiert. Es sind dies also Forderungen der Täufer, die sich offensichtlich seit den Anfängen in Zürich durchgehalten haben. Auch ist der hohe ethische Standard Anzeichen dafür, daß sich eine andere Forderung der Täufer, nämlich die Besserung des Lebens sichtbar werden zu lassen, behauptet hat. In den Augen der Obrigkeit ist natürlich auch die Ablehnung des Eidschwurs im Zusammenhang mit der jährlich stattfindenden Huldigung in der Eidgenossenschaft ein Ärgernis, nicht minder auch die Verweigerung des Kriegsdienstes.

Die zentrale Lage Basels hat es auch mit sich gebracht, daß, abgesehen von Buchdruckern, die immer wieder auch täuferisches Schrifttum druckten, internationale Verbindungen offensichtlich sind. Dies betrifft nicht nur Auswanderungen in das Elsaß, in die Pfalz und in die Niederlande, sowie nach Mähren mit gelegentlichen Rückwanderungen, sondern hatte auch eine gewisse Solidarität innerhalb des Täufertums zur Folge. Wanderbewegungen lassen sich beobachten, insbesondere in Zeiten, in denen der obrigkeitliche Druck groß wird. Im Zusammenhang der Verfolgungen lassen sich aber auch sehr starke Schwankungen in der Beurteilung beobachten. Es kommt zu Solidarisierungseffekten innerhalb eines dörflichen Kontextes, aber auch dazu, daß nicht alle Angehörige der Obrigkeit sich zu allen Zeiten gleichermaßen von den non-konformistischen Täufern bedroht fühlen. Dennoch ist die Unduldsamkeit und Härte der Obrigkeit beachtenswert; es ist doch wohl auch Hinweis darauf, daß hier sozialpathologische Vorgänge zu beobachten sind. Man müßte schließlich ja die Frage stellen, warum eine so kleine Zahl von Menschen, die an bestimmten Punkten abwichen, ein so großes Gefahrenpotential darzustellen schienen. Welche sozialen Mechanismen greifen hier? Warum wird die soziale Gefahr an der Tauffrage aufgehängt? Warum sieht man eine Welt zusammenbrechen

oder die gesamte Sozialordnung auf der Kippe, wenn es zu Taufen von glaubenden Menschen kommt?

Der Titel des Buches ergibt sich aus den Eingruppierungen der Täufer als Ketzer seitens der Kirchen, als Rebellen seitens der Obrigkeit und als Heilige seitens einiger Menschen, die in ihnen ethische Vorbilder und wahrhaft fromme Christen erblickten. Dennoch wurden die Heiligen auch immer wieder Sündenböcke, wenn es Zeiten der Krisen gab.

Das hervorragend gestaltete Buch weist eine umfangreiche Bibliographie auf, und man kann seinen Inhalt mit Hilfe eines ausführlichen Registers erschließen.

Erich Geldbach

Hans-Georg Tanneberger, Die Vorstellung der Täufer von der Rechtfertigung des Menschen (Calwer Theologische Monographien, Reihe B, Bd. 17), Stuttgart 1999, 269 S.

Die breite und selbst in der Öffentlichkeit kontrovers geführte Diskussion um die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigung zwischen dem Lutherischen Weltbund und der römisch-katholischen Kirche hat gezeigt, wie schwierig eine Einigung in der Zentralfrage der Reformation ist. Die im Wintersemester 1996/97 von der Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität als Dissertation angenommene Arbeit hat daher einen höchst aktuellen Bezugspunkt. Ausgangspunkt der Studie zur „Vorstellung“ (nicht: „Lehre“) der Täufer der Reformation von der Rechtfertigung sind drei Thesen:

1. Die Täufer haben sich kaum mit der reformatorischen Rechtfertigungslehre beschäftigt;
2. Die Täufer haben sie als richtig anerkannt;
3. Die Täufer haben sie abgelehnt oder völlig abgewandelt, wobei die Frage der Heilsaneignung für sie so bedeutsam war, wie für die Reformatoren.

Der Vf. favorisiert die dritte These. Begründet wird sie vor allem damit, daß die Täufer dem Leben Vorrang vor der Lehre gaben. Das läßt sich in zwei Richtungen entfalten: 1. Die Täufer legten auf einen hohen sittlichen Lebenswandel großes Gewicht, was selbst ihre Gegner anerkennen mußten; 2. Sie vermißten die Besserung des Lebens bei den Lutherischen, denn „ein schleudorn bringe kein weindreubel“ (wie der Schmied Adam Angersbach nach Matth. 7,16 erklärt, TA Hessen, S. 43). Die Konsequenz war, daß man sich in beiderseitiger Polemik erging. Der untadelige Lebenswandel der Täufer galt den reformatorischen Theologen als scheinhei-